Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 33 (1950)
Heft: 4

Artikel: Ein Nachwort zum Goethejahr
Autor: Seehof, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-410001

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

werden, ist Armut; ihm ausgeliefert zu sein, ist Reichtum. So ist es unser Trost in schwerer Zeit, daß wir, ohne zu wissen, was wir noch in besserer Zukunft erleben können, nur im Vertrauen auf die Macht des Geistes, einer Kulturmenschheit die Wege bahnen.»

Schweitzer versäumt nicht, auf die mannigfachen Ursachen hinzuweisen, die den Zerfall der Kultur herbeigeführt und beschleunigt haben. Im Kriege liegt nach seiner Meinung nur *ein* Symptom des Kulturniederganges und der modernen Kulturlosigkeit. Ein Denker wie er begnügt sich nicht damit, nur zu kritisieren und darauf hinzuweisen, daß diese Welt nicht gut ist. Mit der allerdings vielfach mißverstandenen oder einseitig gedeuteten These Marxens, daß das menschliche Denken und unser Bewußtsein nur vom gesellschaftlichen Sein bestimmt werde, kann sich Schweitzer nicht befreunden. Wenn er von einer Vergeistigung der Massen, von einer sozialen und politischen Umgestaltung der Gemeinschaft spricht, so geht er von der Ueberzeugung aus, daß diese vor allem von innen heraus zu erfolgen habe. Ethische Werte wie Charakterfestigkeit, Würde, Wahrhaftigkeit und Sozialwerte wie Gerechtigkeit, gegenseitige Achtung, Solidarität und gegenseitige Verbundenheit bilden die Voraussetzung und die Grundlagen jeder Kulturbildung. Im Mangel an Nachdenken über das Wesen der Kultur und einer dementsprechend geistigen Begründung sind die eigentlichen Ursachen des kulturellen Zerfalls unserer Zeit zu suchen.

Vertrauen setzt Schweitzer, wie wir bereits erwähnt, in erster Linie in die Vernunft. «Herrschaft der Vernunft über die Naturkräfte und Herrschaft der Vernunft über die Gesinnung», so definiert er das Wesen der Kultur. Es bedarf der Vernunft, damit die bezwungenen Naturkräfte auch wirklich zum gemeinsamen Wohl und nicht im Gegenteil zur Steigerung des Kampfes ums Dasein verwendet werden. Nicht in materiellen Errungenschaften besteht das Wesentliche der Kultur, sondern darin, daß die Einzelnen die Ideale der Vervollkommnung des Menschen und der Besserung der sozialen und politischen Zustände der Völker und der Menschheit hochhalten. Durch die einseitig materielle Entwicklung und durch die Unterschätzung der geistigen Kräfte ist das Verhängnis über uns gekommen. Eine große Gefahr besteht in den modernen Vermassungstendenzen. Eine Regeneration der Kultur kann nicht von Bewegungen ausgehen, die den Charakter eines Massenerlebnisses an sich tragen; sie muß vom Einzelnen ausgehen. Er sagt hierüber: «Die vielen Einzelnen müssen denkend werden über ihr Leben, über das, was sie sich selber versagen. Miteinander wissend, daß die Erhaltung der Kultur vor allem von dem Aufbrechen der Quellen des geistigen Lebens in uns abhängig ist, nehmen wir dennoch die wirtschaftlichen und sozialen Probleme mit Eifer in Angriff.» Besinnung, vertieftes Nachdenken über die Fülle der Rätsel und Geheimnisse der innern und äußern Wirklichkeit sind das einzige Werkzeug, mit dessen Hilfe wir eine neue Weltanschauung gewinnen können. Wille zum Denken bedeutet für Schweitzer die Wendung von der gedankenlosen zur denkenden Begegnung mit der Wirklichkeit. Rationalismus im Sinne einer vernunftgemäßen Ueberlegung: das ist die Quintessenz der Kulturphilosophie von Albert Schweitzer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nachwort zum Goethejahr

Von *Arthur Seehof.*

> «Reform des Bewußtseins nicht durch Dogmen, sondern durch Analysierung des mystischen, sich selbst unklaren Bewußtseins, trete es nun religiös oder politisch oder in der Kunst auf.» *Karl Marx.*

Man weiß, daß Karl Marx und Friedrich Engels Wilhelm Liebknecht wegen seines übertriebenen Respektes vor der christlich-bürgerlichen, abendländischen Kultur und ihren Vertretern sehr scharf kritisiert haben. Auch darum, weil Liebknecht, ähnlich wie die idealistische Aesthetik, von einer «Selbständigkeit» bürgerlicher Kulturerscheinungen, als da sind Kunst, Literatur und Wissenschaft, gesprochen hat. Schon in ihrer «Deutschen Ideologie» haben Marx und Engels dargelegt, daß den ideologischen Dingen keine selbständige Entwicklung innewohnt, sondern daß ihre jeweiligen Formen von der Entwicklung der ma-

---

schießen. Dr. Haenssler antwortet mit einem offenen Brief, den sich der Adressat sicher nicht hinter den Spiegel stecken wird.

Ein weiteres Kapitel des vorliegenden Heftes ist Herrn Dr. Th. *Bovet*, Nervenarzt in Zürich, gewidmet, der in einem Buch «Der Glaube. Erstarrung und Erlösung» (Bern 1947) auf Heft 1 der Sammlung «Wissen und Wahrheit» Bezug genommen hat. Uns genügt es vollauf, zu erfahren, daß dieser Glaubensstreiter heute noch — im Zeitalter der Atomenergie! — für Teufel und Hexen etwas übrig hat, was Dr. Haenssler (milde genug) als «Paradoxie» bezeichnet. Wir sind der Ansicht, daß ein Nervenarzt, der sich zu derartigen Wahnideen bekennt, selbst in eine Nervenheilanstalt gehört.

Erfreulicher ist das, was uns Dr. Haenssler über das Buch «Bilanz des Christentums» des holländischen Theologieprofessors G. van der *Leeuw* berichtet. Ein weißer Rabe unter den Theologen, der sieht — und sagt! —, was wirklich ist und zugibt, daß die Passiva im Christentum bei weitem überwiegen. Darüber hinaus erkennt Leeuw, daß heute der Diesseitsglaube unaufhaltsam den Jenseitsglauben verdrängt: «Das Gottesreich räumt vor der Menschheit das Feld ... Die reine Menschlichkeit, der gute Wille, der Heilstaat, der Völkerbund usw. haben das Gottesreich ersetzt.»

Es folgt das Kapitel «Gottesbeweise», mit dem wir uns aber nicht einverstanden erklären können, denn der Verfasser (A. Thom.) geht von einer Voraussetzung aus, die der Praxis widerspricht; er meint nämlich, daß auch unsere Gegner den «Satz von der Einheit und Einigkeit der Wahrheit» anerkennen. Wäre dem wirklich so, dann müßten die Theologen ihre «Glaubenswahrheiten» jeweilig den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung anpassen. Das tun sie jedoch nicht und so erachten wir es als völlig zwecklos, uns mit ihnen «logisch» auseinanderzusetzen. Bekanntlich behaupten die Theologen, daß Gott die Ursache seiner selbst ist, was allein schon dem Gesetz von der Erhaltung der Energie widerspricht. Mit Leuten, die offenkundige Widersprüche nicht mehr als solche empfinden, kann man nicht polemisieren. Die Behauptung, daß Gott sich sozusagen selbst erschaffen hat, erinnert haargenau an die berühmte Erzählung des Jägerlateiners Münchhausen, der sich — und sein Pferd — vor dem Versinken in einem Sumpf dadurch bewahrt haben will, daß er sich bei seinem eigenen Zopfe packte und kräftig in die Höhe zerrte.

Nein, die Religion muß als das genommen werden, was sie wirklich ist: ein sozial-psychologisches Phänomen. Der Gottesbegriff — historisch geworden — beinhaltet eine Wunschvorstellung. (Vgl. «Psychologie und Religion» im «Freidenker» vom Juni 1948.) Da versagt jede Logik; wenn ein Gläubiger behauptet, daß er Gott «erlebt» hat, dann müssen wir dies eben als seine psychische Realität hinnehmen. Gegen Wahnideen kann man nicht polemisieren. Auf alle noch so vernünftigen Argumente hat der Gläubige die stereotype Antwort: «Credo, quia absurdum est.»

Mit den folgenden Kapiteln «Eine einzige Welt — oder keine Welt!» und «Seit wann sind die Jesuiten — naiv?» befinden wir uns wieder auf dem festen Boden handgreiflicher Realität. Zum Schluß benützt Dr. H. die Gelegenheit, sich mit einigen Kritiken auseinander zu setzen, die aus dem freigeistigen Lager stammen. Namentlich wurde ihm wiederholt zum Vorwurf gemacht: «Herr Redaktor, Sie schreiben zu hoch!» Dieser Vorwurf sollte Dr. Haenssler nicht kränken, denn wir alle, die wir als Aufklärer tätig sind, haben unseren besonderen Wirkungskreis, der sich aus der Art unserer besonderen Qualitäten ergibt. Eines schickt sich nicht für alle und hätten

teriellen Produktivkräfte abhängen, durch sie bedingt sind. So ist auch die Literatur, alle Literatur, lediglich im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und geschichtlichen Vorgängen abzuhandeln, zu beurteilen, zu würdigen. Es gibt keine selbständige Geschichte der Kultur, wie viel weniger eine selbständige Geschichte der Kunst oder der Literatur; es gibt nur eine «einheitliche Wissenschaft der Geschichte». «Die Formen entstammen wichtigen Lebenszwecken; sie sind Mittel, diese zu erreichen. Ihre primitive wie vollendete Art entstammt der gemeinsamen Quelle — der Arbeit», schreibt Lu Märten sehr richtig in ihrem vor kurzem neu erschienenen Buch «Wesen und Veränderungen der Formen und Künste», in welcher Schrift die Verfasserin die Resultate ihrer historisch-materialistischen Untersuchungen niedergelegt hat.

Wenn nun der angeblich orthodoxe Marxist Georg Lukacz und mit ihm der ganz unorthodoxe Reformist Felix Stössinger — er zumindest zum Teil — mit gleichfalls übertriebenem Respekt von Goethe und einigen anderen kulturellen Erscheinungen seiner Zeit sprechen, wie aus verschiedenen ihrer Veröffentlichungen hervorgeht, so haben sowohl Lukacz, genau wie Stössinger, aber auch andere meines Erachtens Wesentliches übersehen. Einmal — wie es in der «Deutschen Ideologie» heißt —, daß sich der Zustand Deutschlands zur Zeit Goethes «vollständig in Kants Kritik der praktischen Vernunft» spiegelte. Nicht in der reinen, in der praktischen. «Während die französische Bourgeoisie sich durch die kolossalste Revolution, die die Geschichte kennt, zur Herrschaft aufschwang und den europäischen Kontinent eroberte, während die bereits politisch emanzipierte englische Bourgeoisie die Industrie revolutionierte und sich Indien politisch und die ganze andere Welt kommerziell unterwarf, brachten es die ohnmächtigen deutschen Bürger nur zum ‚guten Willen'. Kant beruhigte sich bei dem bloßen ‚guten Willen', selbst wenn er ohne alles Resultat bleibt, und setzte die Verwirklichung dieses guten Willens ... ins Jenseits.» Nachdem er vorher, in der «reinen Vernunft», die ganze himmlische Besatzung über die Klinge hatte springen lassen. Nun ist auch der «Faust» bekanntlich nicht viel anders angelegt als die «praktische Vernunft». Sein erster Teil läßt mit Hilfe der Stimme von oben Gretchen als gerettet verkünden; im zweiten Teil findet die Rettung, die Erlösung, wieder erst im «Jenseits» statt. Hat auch Goethe selbst im «Faust» manches eindeutige Wort gegen die Kirche gesagt und seinen Helden mit den Worten sterben lassen: «Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß» und mit jenen anderen: «Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen.» Dann scheint mir übersehen zu sein, daß — wie Franz Mehring in seiner «Geschichte der deutschen Sozialdemokratie» ausgeführt hat — auch die besten deutschen Köpfe damals, zur Zeit Goethes, sich in der Literatur und Philosophie lediglich ein Idealbild der bürgerlichen Welt konstruiert haben. «Aber erst der eiserne Besen eines fremden Eroberers begann, die feudale Verwesung vom deutschen Boden zu fegen.» Die deutsche Literatur hat so gut wie nichts, Napoleon aber viel vollbracht. Trotz allem.

Aeußerst zutreffend hat Mehring später in einem Aufsatz ausgesprochen, in der ganzen Weltliteratur gibt es kaum eine Gestalt, die so sehr zur Heldenverehrung verleitet wie die Goethes. «Aber wer sich dem Goethekultus ergibt, irrt weltfremd in der Gegenwart umher.» Was an einem Beispiel, an der Schrift über Goethe von Victor Hehn, belegt wird. Der «die beschränktesten und gehässigsten Urteile über Schiller, Lessing, Bürger, Heine und überhaupt diejenigen Größen der deutschen Literatur fällt, in denen ihr bürgerlich revolutionäres Wesen am kräftigsten lebte». Kurz, der unbedingte Goethekultus «verdammt zu völliger Unfruchtbarkeit in den großen Fragen der Gegenwart, und er macht sich lächerlich, wenn er über den Stumpfsinn der Massen jammert, die von Goethe nichts wissen oder wissen wollen».

Der soziale Denker der Goethezeit war in den Bereichen der deutschen Sprache Lessing. Er war der politische Dichter, «der dem Protest in jeder Form Fleisch und Blut, individuelle — bürgerliche — Körperlichkeit im Drama schuf» (Lu Märten). Er ist, wie gleichfalls Märten geschrieben hat, «als Dichter der Qualität nach der deutsche Shakespeare und nichts weniger». Goethes Interesse an den Dingen war in jedem Falle ein selbst-

---

wir alle auch nur den gleichen Geschmack, so wäre das für die so notwendige Arbeitsteilung ebenso nachteilig wie für die Verteilung der Lebensgüter, für die der Grundsatz gilt: «Jedem nach seinen Bedürfnissen!»

Die Freidenkerbewegung stellt ein komplexes Gebilde dar, dessen jeweilige Struktur aus gewissen gesellschaftlichen Schichtungen zu erklären ist. So gesehen ist es einleuchtend, daß sich auch das Verhältnis der politischen Parteien zu unserer Bewegung ständig ändern muß. Andererseits haben wir zu betonen: Eine alleinseligmachende freigeistige Methode gibt es nicht und wir haben alle Ursache, die Gemeinsamkeiten in unserer Bewegung zu unterstreichen. Es wäre zum Schaden derselben, wenn Dr. Haenssler seinen Kampf besonderer Art nicht weiterführen würde. *Hartwig.*

Handfestes Christentum

Auf Ende letzten Jahres ist im Alfred Scherz-Verlag, Bern, die Zweitauflage eines amerikanischen moralischen oder sagen wir «lebenstechnischen» Bestsellers herausgekommen: «*Sorge dich nicht — lebe!*» von Dale Carnegie. Man muß dem Buch das Zeugnis ausstellen, daß es in seiner ersten Hälfte sehr viel Beherzigenswertes enthält, vieles, das man zwar, wie in dem Buche selber steht, aus unsern alten Sprichwörtern lernen könnte, wenn man sie ernst nähme und befolgte. Aber weil ja der Mensch an Altbekanntem und Unscheinbarem meist achtlos vorübergeht und auf das Heil von drüben wartet, hat das Buch sich gleich den Markt erobert, und es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß mancher Leser und manche Leserin sich einen Ruck gegeben hat und im Alltagsleben und bei besonderen Ereignissen sich vernünftiger und gesünder verhalten wird. — Weiter hinten im Buch bekommt man's mit der Frömmigkeit zu tun, und wie von andern moralischen Quacksalbern wird auch hier das *Beten* als Universalmittel in Lebensnöten angepriesen.

Zuletzt werden 32 Zeugnisse von Menschen angeführt, die in schwierigen Lagen das Leben gemeistert haben. Unter diesen Zeugnissen ist auch das des *Boxerweltmeisters Jack Dempsey.*

Dieser zur Angst neigende «Held» hatte drei Mittel, um sie zu überwinden. Erstens redete er sich nach Coué ein «Nichts kann mir Einhalt tun; ich werde seine Schläge nicht spüren; er wird mir nicht wehtun; es *kann* mir nichts wehtun; ich halte durch, ganz gleich, was passiert». Zweitens sagt er immer wieder zu sich selber, das Leben sei kurz, er müsse es genießen, nichts sei für ihn von Bedeutung als die Gesundheit usw. Und drittens schrieb er: «Meine dritte — und beste — Gewohnheit bestand im *Beten!* Wenn ich für einen Match trainierte, betete ich stets mehrmals am Tage. Wenn ich im Ring war, betete ich immer während des Augenblicks, bevor die Klingel die neue Runde ankündigte. ... Ob meine Gebete Erhörung gefunden haben? Tausend- und abertausendmal!»

Wie mag so ein Gebet wohl gelautet haben? Vielleicht etwa so: Lieber Gott, gib mir Kraft und Geschicklichkeit, meinen Gegner gründlich zusammenzuhauen; laß mich ihm sämtliche Rippen brechen, sein Nasenbein ein-, seine Zähne ausschlagen! Mich aber schütze deine allgütige Hand, damit ich von seinen Schlägen nichts spüre!» Welch edle Gottesvorstellung!! In Goethes «Faust» führt der Teufel für Faust den Degen und ersticht Valentin. Im Boxkampf müssen wir uns hinter dem Weltmeister den «Weltenmeister», den lieben Gott, denken, der jenem die «beboxhandschuhte» Hand führt. Wirklich ein erhebendes Bild. Wie gesagt: Handfestes Christentum!

E. Br.

genügsames. «Wie er selbst sagt, interessierten ihn geschichtliche und andere Fakta nur in Rücksicht auf den Zweck, wofür er sie braucht. Dieser ist vorwiegend ein individueller, nach der dichterischen Tätigkeit hin ein philosophisch-poetischer. Das Resultat der Goetheschen Dichtung ist nicht die Problemstellung — etwa wie im ‚Nathan' —, sondern schon eigentlich der Ausgang. Faust — Spinoza — das Mittelalter — oder der Ewige Jude; der Kreislauf des Mittelalters in der spezifisch deutschen Stagnation oder der Ewige Jude — Faust, was dasselbe ist: die deutsche Philosophie als idealistisches Sternbild, als bloße Philosophie. Das Bürgertum blieb geschichtlich noch ebenso ‚klug als wie zuvor'.»

Und doch — es ist Engels gewesen, der das in «Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft» eingeräumt hat — konnte der wissenschaftliche Sozialismus «nur bei der Nation entstehen, deren klassische Philosophie die Tradition der bewußten Dialektik lebendig erhalten hatte: in Deutschland. ‚In Deutschland' ist ein Schreibfehler. Es muß heißen: bei Deutschen. Denn so unumgänglich einerseits die deutsche Dialektik war bei der Genesis des wissenschaftlichen Sozialismus, ebenso unumgänglich dabei waren die entwickelten ökonomischen und politischen Verhältnisse Englands und Frankreichs». Somit ist also der wissenschaftliche Sozialismus «kein ausschließlich deutsches, sondern ebensosehr ein internationales Produkt».

Zwei Jahre nachdem Goethe «Die Leiden des jungen Werther» herausgebracht hatte, Goethe, der etwas später gemeint, daß er übel getan habe, «sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen», ist von Georg Christoph Lichtenberg auf einem Blatt seines «Waste book» vermerkt worden: «Wo sind unsere Prosaisten? Noch zur Zeit nur ein einziger Lessing! Barden, Rezensenten, poetische Zitterer, Enthusiasten, die bei jedem Favorit-Vorfall ihr ganzes Feuerwerk abbrennen, haben wir zu Tausenden. Leute, die mit ihrer Schrift einem ganzen Rezensentenklub heilige Schauder abjagen, konventionell für jedes Kollegium, für jene Zeitungsschreiber, für dieses Kränzchen, aber für den Menschen — nichts, gar nichts! Man wird gefunden haben, daß uns die Leute platterdings zu nichts machen wollen. Etwas müssen wir doch sein.» Als schönste Stellen im ganzen «Werther» hat Lichtenberg die bezeichnet, «wo er — Goethe — den Hasenfuß erschießt»; und «wo Lotte beim Spiel herumläuft und allen Ohrfeigen gibt». «Das könnte die Germania sein, wie sie allen neun Musen Ohrfeigen gibt.» Verdammt: «Es ist eine traurige Liebe, wo man zum erstenmal im Grab miteinander zu Bett geht.» Auch Lessing hat über den «Werther» in nichts milder geurteilt als Lichtenberg; und Heinrich Heine hat dem Urteile Lessings zugestimmt. Lessings, der auch den «Götz von Berlichingen» Wisiwaschi: Kauderwelsch genannt hat. Weiterhin ist Lichtenberg der Ansicht gewesen: «Der Geruch eines Pfannkuchen ist ein stärkerer Beweggrund, in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüsse des jungen Werthers, aus derselben zu gehen.»

Lukacz glaubt jedoch, in seinem Buch «Goethe und seine Zeit» «Die Leiden des jungen Werther» den größten Liebesroman der Weltliteratur nennen zu müssen. «Weil Goethe das ganze Leben seiner Periode, mit allen ihren Konflikten in diese Liebestragödie konzentriert hat.» Hat er das wirklich? Nein! Wer nur in etwas die tatsächliche Geschichte, die sozialen Dinge, das wirkliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts kennt, jene Geschichte, von der es bei Engels in «Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft» heißt: «Der Aufschwung der Industrie auf kapitalistischer Grundlage erhob Armut und Elend der arbeitenden Massen zu einer Lebensbedingung der Gesellschaft. Die Zahl der Verbrechen nahm von Jahr zu Jahr zu. Waren die früher am hellen Tag sich ungescheut ergehenden feudalen Laster zwar nicht vernichtet, so doch vorläufig in den Hintergrund gedrängt, so schossen dafür die bisher nur in der Stille gehegten bürgerlichen Laster um so üppiger in Blüte. Der Handel entwickelte sich mehr zur Prellerei ... An die Stelle der gewaltsamen Unterdrückung trat die Korruption, an die Stelle des Degens ... das Geld ... Die Prostitution breitete sich aus in bisher unerhörtem Maße. Die Ehe selbst blieb, nach wie vor, gesetzlich anerkannte Form, offizieller Deckmantel der Prostitution und ergänzte sie zudem durch reichlichen Ehebruch.» Wer nur in etwas, sagte ich, um die sozialen Dinge, das wirkliche Leben im achtzehnten Jahrhundert, in dem eine ganze alte Welt in die Brüche ging, Bescheid weiß, der kann und wird niemals mit Lukacz' Ansicht einig gehen. Niemals! Der muß sie als idealistische Verirrung ablehnen.

Selbst Hermann Hettner, der Verfasser der «Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts» und ein gut-bürgerlicher Goethe-Apostel wie selten einer, soll, wie Karl August Vernhagen von Ense in seinen Tagebüchern mitgeteilt hat, den «Werther» arg getadelt haben. «weil er nicht die Kraft gehabt, seine Leidenschaft durchzusetzen», was — siehe Engels — auch oder gerade im achtzehnten Jahrhundert nicht sonderlich schwierig gewesen wäre. Und «wo ist wohl», so fragt dann Vernhagen mit viel Berechtigung, «mehr freie Liebe getrieben worden als von den bedeutendsten Personen, Schiller, Schlegel, Humboldt, Paulus, die Frauen nicht zu nennen». Und Goethe auch nicht.

Die hilflose Empfindsamkeit, die christliche Askese, das Sich-Opfern ist weder ihm noch seiner Zeit eigen gewesen. Da spricht es doch aus dem «Faust» — und das bei aller Einschränkung, die ich vorgebracht habe und noch vorbringen werde — weit zutreffender: «Das Drüben mag uns wenig kümmern ... Aus dieser Erde quillen meine Freuden, und diese Sonne scheinet meinen Leiden.» Oder aus dem «West-östlichen Diwan»:

«Und so lang' du das nicht hast,
dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein fremder Gast
auf der dunklen Erde.»

Natürlich wäre es absurd, Goethes geniale Vorzüge irgendwie leugnen zu wollen. Aber auch er war nur ein Mensch seiner Zeit, ein Mensch mit allen seinen Fehlern und eben Vorzügen. Absurd wäre es aber auch, nein, absurd ist es, Goethes Fehler, Widersprüche, Ungereimtheiten, seine Feig- und Gemeinheiten (und sie sind zahllose) immer wieder zu übersehen und immer wieder — leider hat es auch Heine getan — neue Entschuldigungen für sie zu suchen.

Ich muß mich hier kürzer fassen, als es vielleicht angebracht ist. Zu kurz, um auf Mann oder Stössinger wie andere im einzeln einzugehen. Ich hoffe dennoch, daß man mich richtig verstehen und erkennen wird, daß ein kritisches Nachwort zu dem Goethejahr 1949 dringend notwendig war, dringend notwendig ist. Und nicht zuletzt zum «Faust»: *dem* Werke Goethes, ja, wie oft behauptet wird, *dem* Werke der ganzen deutschen Literatur.

Nein, Goethe kannte nicht die Zerrissenheit eines Byron, ebensowenig wie Schiller. «Der eine war zu religiös, der andere zu sehr Philosoph», ist auch Alexander Herzen sehr bald klar gewesen. «Beide vermochten es, das versöhnende Moment in der Abstraktion zu finden.» Also im «Jenseits», wie ich gesagt habe. Denn alles Vergängliche ist ja angeblich nur ein Gleichnis. «Und wenn die Zeit kommt, wird auch für alle und alles der Ruf ertönen: ‚Sie ist gerettet.'» Dank dem katholischen Gott. Ja, dem

katholischen. Es war am 5. Mai 1844, und Marx teilte seinem Freunde Engels mit: «In Nebenstunden treibe ich jetzt Spanisch. Begonnen mit Calderon, aus dessen Magico prodigioso — dem katholischen Faust — Goethe nicht nur einzelne Stellen, sondern ganze Anlagen von Szenen bei seinem Faust benutzt hat.» Am 15. Oktober 1882 hält der bekannte Naturwissenschaftler und Physiologe Emil Du Bois-Reymond in der Aula der Berliner Universität seine Rektoratsrede. Das Thema lautet: «Goethe und kein Ende», und Du Bois-Reymond führt unter anderem aus: «Wir sind an die Fabel des Faust so gewöhnt, daß es uns ausnehmend schwer fällt, sie mit frischem Blick zu betrachten. Gelingt dies, so erstaunt man über deren tiefe psychologische Unwahrheit.» Tatsächlich hat Faustens Ignorabismus weder Sinn noch Verstand, ist er doch von vornherein vom Dasein einer Geisterwelt überzeugt. «Er hält sie sogar nicht für verschlossen, und die Erscheinung des Erdgeistes kann ihn über die Berechtigung des Dualismus vollends nicht im Zweifel lassen. Undenkbar ist dabei, daß Faust an die Fortdauer der persönlichen Existenz nach dem Tode zweifeln sollte ... Undenkbar ist ferner, daß Faust sagte: ‚Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.' Was bedarf der Geisterseher des Glaubens, der da ist eine geheime Zuversicht deß, das man nicht siehet? Noch schwerer zu begreifen ist, daß Faust, der mit dem personifizierten bösen Prinzip du und du ist, durch Gretchen katechisiert, sich weigert, zum Glauben an das personifizierte gute Prinzip sich zu bekennen, und das gute Kind mit pantheistischen Redensarten abzufinden versucht.» Versucht wie ein Spinoza zu ihm zu reden. «Zu soviel logisch Unversöhnbarem gesellt sich nun noch die ethische Ungeheuerlichkeit, daß ein um die Wahrheit redlich bemühter Mann, welcher für den Dualismus so greifbare Beweise in Händen hat, wie die Erscheinung des Erdgeistes und den täglichen Umgang mit dem Teufel, so handeln sollte wie Faust.» Zu dem Stendhal — es sei hier eingeschaltet — einmal sehr schön bemerkt hat: «Goethe a donné le diable pour ami au docteur Faust, et avec un si puissant auxiliaire, Faust fait tout ce que nous avons tous fait à vingt ans; il séduit une modiste.» Und fabriziert dazu eine ganze Philosophie zum — Heulen. Mit Plattheiten wie «daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird». «Um vollends die Unwahrscheinlichkeit zu ermessen» — wieder spricht Du Bois-Reymond —, «daß Faust seiner besseren Natur zuwider, ohne das leiseste Bedenken in ephemere, ja verbrecherische Freuden sich stürze ..., stelle man sich vor, ... wissenschaftlich gebildete Männer voll ernsten Erkenntnistriebes und von sittlicher Haltung ... erführen Dinge, welche ihnen die Ueberzeugung vom Dasein einer übersinnlichen Welt mit der unbedingten Gewißheit einer naturwissenschaftlichen Tatsache aufdrängten ... Man träume sich nur wirklich einmal hinein in den Wahn, von teils unsichtbaren, teils unseren Sinnen wahrnehmbareren schrankenlosen Existenzen umgeben zu sein. Wer vermöchte den in unserer Weltauschauung bewirkten Umschwung zu schildern? ... Würden wir unter der Gewalt solcher Katastrophe nicht zerknirscht, nicht anbetend zusammensinken?» Und noch eine ganze Reihe von anderen Widersprüchen, Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten zählt Du Bois-Reymond allein im «Faust» auf und ruft schließlich aus: «Die Faustsage ist der Hexenglaube in höherer Sphäre.» Und um diesen von Goethe in Verse gebrachten mittelalterlichen Wahnsinn ist soviel Aufheben gemacht worden! Vom letzten Schulmeister bis zum ersten Mann. Die Deklamationen von Calderon und Marlow hätten wahrhaftig genügt. Auch Karl Kraus hat geäußert: «Faust und Gretchen, welch ein Aufheben! Die Welt steht still, und in den Sphären klingt die Musik unendlichen Bedauerns: Nicht jedes Mädchen fällt so 'rein!» Aber wohl auch nicht jeder Faust, wenn er kein ausgemachter Narr ist wie der sagenhafte. Und gewiß nicht jeder in eine Lotte verliebte, verdrehte Werther. Jedem unglücklich Liebenden aber möchte ich raten, nicht die «Leiden», sondern «Lotte von Weimar» von Thomas Mann zu lesen und mit Kraus zu bedenken: «Es ist nicht wahr, daß man ohne eine Frau nicht leben kann. Man kann bloß ohne eine Frau nicht gelebt haben.»

Kommen wir zum Schluß, das heißt brechen wir ab, denn es ließe sich noch sehr vieles zu dem Thema Goethe und kein Ende sagen, vieles über die auch zur Zeit ihrer Niederschrift schon überholte Farbenlehre, über Goethes Stellungnahme zu Newton, dessen gewaltige Erkenntnisse er «Flausen» genannt hat, zum «Système de la Nature» von Holbach, gegen das er fast wie ein Papst losgezogen ist, zu Fichtes Atheismus, den er mit verlogensten Argumenten bekämpft hat, wie zu diesem und jenem und — last not least — zum Goethekultus von 1949. Ich weiß nicht, aber ich glaube es kaum, ob man bei den verschiedensten Goethefeiern an ein Wort erinnert hat, das der Gefeierte seinem Mephisto in den Mund gelegt, und das lautet:

«Das Beste, was du wissen kannst,
darfst du den Buben doch nicht sagen.»

Und dieses Wort, es steht da wie ein Leitspruch zum gesamten Werke Goethes, auch für seine biographischen Aufzeichnungen, den «Prometheus», die «Venetianischen Epigramme», die «Römischen Elegien» und das Fragment vom Hanswurst vielleicht ausgenommen. Schon Heinrich Pestalozzi hat das offenbar empfunden, als er ausgerufen: «O Goethe, in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige, seufze. Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssagen opfern.» Heißt es doch auch im «West-östlichen Diwan», und diesmal restlos eindeutig:

«Uebermacht, ihr könnt es spüren,
ist nicht aus der Welt zu bannen.
Mir gefällt, zu konversieren
mit Gescheiten, mit Tyrannen.»

Ludwig Börne hat sehr wohl gewußt, was er tat, als er Goethe wegen solcher und ähnlicher Verse gesagt hat: «Dir wird ein hoher Geist, hast Du je die Niedrigkeit beschämt ... Du hattest ein gutes Schwert, aber Du warst nur immer Dein eigener Wächter.»

Hat Engels Goethe auch nicht vorgehalten, daß er zu Zeiten sehr wohl Philister sein konnte, auch nicht, «daß er keines Enthusiasmus für deutsche Freiheit fähig war», so hat er ihm aber mit Recht vorgehalten, «daß er einer spießbürgerlichen Scheu vor aller gegenwärtigen großen Geschichtsbewegung sein stellenweise hervorbrechendes, richtiges ästhetisches Gefühl opferte». Keineswegs war Goethe «der klarste Mann Europas», wie Jean Paul zu Beginn des 19. Jahrhunderts einmal von ihm gesagt hat; Goethe war auch einer, doch *nicht der* Eine.

«Das Alter wird uns stets mit dem Homer beschämen,
und unserer Zeiten Ruhm muß Newton auf sich nehmen.»

sagt bekanntlich ein Gedicht-Fragment von Lessing, an das Lu Märten diese Worte geknüpft hat: «Newton — nicht irgend ein Dichter — ist ihm (Lessing) die schöpferische Wirklichkeitspotenz der Zeit, die nicht einfach bloß einen neu aufgelegten Homer erwarten kann und soll.» Denn — so hat Marx gefragt — «ist Achilles möglich mit Pulver und Blei? Oder überhaupt die Iliade mit der Druckerpresse und der Druckmaschine? Hört das Singen und Sagen und die Muse mit dem Preßbengel nicht notwendig auf, verschwinden nicht notwendige Bedingungen der

Poesie»? Sie verschwinden. Alte Formen gehen unter, neue entstehen. Doch das ist ein Thema, über das wir hier nicht mehr zu handeln haben.

Grundfragen der Erziehung

(Fortsetzung.)

Die Weltlichkeit der Erziehung kann aber nur erreicht werden, wenn der Religionsunterricht ersetzt wird durch einen Unterricht in sittlicher Lebenskunde. Erst durch diese sittliche Lebenskunde kann man die Kinder sich in das soziale Leben einfühlen lassen, dann lehrt man sie, die Zusammenhänge des menschlichen Lebens erkennen und erfassen, dann kann man ihnen zeigen, daß sich aus dem Zusammenleben der Menschen eine ganze Reihe sittlicher (ethischer) Forderungen ergeben. Dann wird man auch in der Lage sein, die «konfessionelle Moral» durch eine «soziale Moral» zu ersetzen, durch die die Kinder die menschlichen Handlungen richtig einschätzen und bewerten lernen. Dieser soziale Anschauungsunterricht stellt das Kind mitten in die menschliche Gemeinschaft und zeigt ihm, daß es die edelste Aufgabe des Lebens ist, der Förderung dieser Gemeinschaft seine Liebe und seine Kräfte zu widmen.

Eine Erziehung dieser Art wird in dem Menschen die soziale Verantwortlichkeit lebendig werden lassen; sie wird ihn lehren, daß er alles, was er hat, nur der Gemeinschaft und ihrem Wirken verdankt; sie wird ihn zu der Ueberzeugung bringen, daß er und jeder zuerst der Gemeinschaft gegenüber seine Pflichten zu erfüllen hat und daß erst aus der Gesamtheit der erfüllten Einzelpflichten heraus die Gemeinschaft stark und mächtig wird. Diese hohe Verantwortung für die Gemeinschaft — großgezogen schon im empfindlichen Kindergemüt — wird dem Menschen erst die Menschenwürde verleihen. Durch diese Erziehung werden Charaktere erzogen.

Mancher wird sich nun die Frage stellen, wie er es anzustellen habe, um die Kinder für ihre zukünftige hohe Aufgabe vorzubereiten. Vor allem müssen die Eltern, die ein Hauptgewicht auf eine freie ethische Erziehung legen, ihre Kinder dem Einfluß der Kirche entziehen, wo doch der Religionsunterricht heute noch deren wichtigster Lehrstoff ist. Die Eltern müssen also in und mit ihrem Geiste die Erziehung des Kindes beinflussen; sie dürfen ihre Kinder, gerade in der Bildungszeit, da Herz und Gemüt am leichtesten zugänglich sind, nicht einer zwiespältigen und dem Leben gegensätzlichen Lehre aussetzen. Die Eltern müssen von dem ihnen gesetzlich zustehenden Rechte — kein Zwang zu religiöser Erziehung —auch Gebrauch machen.

Man muß schon das Kind lehren, als Mensch zu seinen Mitmenschen in edlen Wettstreit um das wahre Glück der Menschheit zu treten, damit ihr das Los auf Erden ständig gebessert werde. Es muß errungen werden, was die «gottgewollte Gesellschaftsordnung» ihr bis jetzt so grausam verweigert hat: *Freiheit, Recht und Gerechtigkeit.*

Ein wenig Sonne ins menschliche Leben tragen, wahrlich, das ist etwas, wofür man auch schon das Kind begeistern muß und das geeignet ist, das Kind zu einem aufrechten, starken, stets hilfsbereiten Menschen, zu einem Charakter im wahrsten Sinne des Wortes werden zu lassen. (Schluß folgt.) *Kito.*

Die Frommen machen einen Gott, takeln ihn lächerlich auf, und wenn ich dann lache über diese Lächerlichkeit, sagen sie, daß ich etwas Heiliges antaste. Multatuli.

STREIFLICHTER

Hans Urs von Balthasar — Ex Jesuit?

«Die Nation» (Nr. 9, vom 1. März 1950) weiß folgendes zu berichten:

«Wie wir aus Basel vernehmen, soll der bekannte Jesuitenpater Hans Urs von Balthasar aus dem Jesuitenorden ausgetreten und nach München übersiedelt sein, um dort einer persönlichen Liebhaberei zu dienen. Ob Differenzen mit dem Orden ihn zu diesem Schritt gedrängt haben, ist nicht bekannt. Balthasar ist ein Gelehrter von Weltruf. Sein Austritt bedeutet für den Orden einen schweren Verlust.»

Wir geben diese Meldung mit allem Vorbehalt wieder, denn sie wirkt wenig überzeugend. Es wird wohl so sein, daß Balthasar, sofern er nicht noch als Studentenseelsorger in Basel sitzt, in jesuitischer Sondermission nach München umgezogen ist. Die weißen Raben sind zu selten, als daß wir Balthasar vorläufig zu diesen zählen. Am Ende steht ihm in Bayern das Radio offen, das ihm der Bundesrat, wenn auch reichlich spät, verboten hat. Wann folgt ihm der Jesuit Meyer in Bern? *P.*

Der Jesuitenprovinzial missioniert Schaffhausen

Dr. Richard Gutzwiller (Zürich), der schweizerische Jesuitenprovinzial, kehrt sich keinen Deut um das Jesuitenverbot in der Bundesverfassung, noch um die letztjährige Jesuitendebatte im Parlament. So sprach er von Mitte Januar bis Ende Februar jeden Dienstag im Schaffhauserhof in Schaffhausen über *«Geheime Offenbarung Johannes»*. Veranstaltet ist der Vortragszyklus durch die *Arbeitsgemeinschaft für christliche Kultur*. Offenbar hat die Regierung von Schaffhausen, die über die Beachtung des Jesuitenverbotes wachen soll, diesen Vorträgen wieder keine Bedeutung beigemessen. Sie will offenbar zuwarten, bis die Jesuiten den «christlichen» Unfrieden auch in den Kanton Schaffhausen verpflanzt haben. In einem großen, zweispaltigen Inserat wird zu den Vorträgen eingeladen. Was sagt der Bundesrat dazu? *P.*

Die französischen «Cercles civiques»

Eine Anzahl Bürger der Republik aus allen Parteien der Linken haben in der Erkenntnis, daß der Kampf gegen Klerikalismus und Reaktion in konsequenterer und methodischerer Weise als bisher zu führen sei, diese «Bürgerklubs» — wie man das Wort wohl verdeutschen darf — gegründet, besonders in Paris den «Cercle Berthelot». Vorsitzender ist André Berthelot, Sohn des großen Gelehrten, dessen ruhmvollen Namen der Klub trägt.

Den besonderen Charakter dieser neuen freigeistigen Vereinigung, die vor allem angesichts der bevorstehenden Wahlreform sich nützlich erweisen dürfte, haben die Begründer folgendermaßen festgelegt:

1. Wir brauchen einen festen Versammlungsort, wo wir uns heimisch fühlen,
2. einen Lesesaal mit Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Sammelwerken,
3. an bestimmten Tagen sich regelmäßig wiederholende Zusammenkünfte,
4. engeren Zusammenschluß bestimmter Freidenker zu gegenseitiger Hilfe,
5. Verweltlichung des Familienlebens durch Veranstaltung intimer Abende und bürgerlicher Feste,
6. Teilnahme am aktiven politischen Leben, um volle Weltlichkeit der Schule, der Verwaltung und Regierung zu sichern — antiklerikale Politik.

Der «Cercle Berthelot» hat den Sitz mit großen Räumlichkeiten in *Paris V, Boulevard St. Michel 49*. Er ist täglich den Mitgliedern geöffnet. Dort finden auch außerordentliche Empfangsfeierlichkeiten statt, falls bedeutende Vertreter des freien Gedankens aus Frankreich oder anderen Ländern zu Besuch erscheinen. Zweimal monatlich — am 2. und 4. Freitag — bietet der Klub literarische, wissenschaftliche, politische und künsterische Veranstaltungen. Alles Nähere erfährt man im Sekretariat unter obiger Adresse. *J. St.*